

Eine funktionierende Sozialdemokratie würde dagegen kämpfen. So wie sie früher Produkte verboten hat, weil sie z.B. die Atmosphäre zerstören oder krank machen, müsste sie jetzt Geschäftsmodelle verbieten wollen, deren Idee und Konsequenz die Freiheitsberaubung ist!

Während für viele Menschen soziale Sicherheit eine Voraussetzung für ihre Freiheit von Not und zu eigener Lebensgestaltung ist, ist das Spannungsverhältnis zwischen Freiheit und Sicherheit vor Kriminalität und Terror problematischer. Es wäre eine große Aufgabe, dieses darzustellen, auszuhalten und die prekäre Balance immer wieder neu zu finden. Die Einhaltung der Regeln, die das friedliche und freiheitliche Leben in der Gesellschaft ermöglichen, muss linker Politik am Herzen liegen! Niemand versteht, wieso sozialdemokratische Politik nicht offensiv für die Zwecke dieser Regeln wirbt.

Wenn es also Aufgaben für Linke fast ohne Ende gibt, wieso soll das sozialdemokratische Politikmodell am Ende sein? Es liegt daran, dass die Macht anders verteilt ist als noch Ende des 20. Jahrhunderts. Politik kann immer noch manches bewirken, ihr Primat über das Kapital hat sie aber eingebüßt. Dass Finanztransaktionen in Höchstgeschwindigkeit, oft ohne menschliches Zutun und global ablaufen, zeigt, dass eine neuerliche Einhegung und Kontrolle des Kapitals nur international möglich wäre. Viele Instrumente staatlicher Gestaltung und Kontrolle wurden aufgegeben, der Gegensatz von privatem Reichtum und öffentlicher Armut ist monströs und die Ideologie der »schwarzen Null« verschärft die Unfähigkeit des Staates, seine Aufgaben ordentlich zu erfüllen. Wer die Vermögenssteuer aufgibt, die Erbschaftssteuer nicht erhöht, eine Abgeltungssteuer einführt, weil »25 % von X« besser seien als »40 % von Nix« unterschreibt gegenüber dem Finanzkapital politische Kapitulationsurkunden.

Fehler der Vergangenheit unter dem neoliberalen Diktat, neue Machtstrukturen, die Globalisierung und die Internationalisierung stellen linke Politik vor völlig neue Herausforderungen, verlangen neuartige Strategien, neues politisches Handwerkszeug. Eine SPD, die sich diesen Herausforderungen stellt, wird auch wieder spannend. Wenn sie diese aber ignoriert oder sich ihr sogar verweigert, verlöre sie nicht nur weiter an Glaubwürdigkeit, sondern ihren Zweck.



Wolfgang Wiemer

ist Politologe, hat als politischer Referent und Büroleiter in der SPD-Bundtagsfraktion und beim SPD-Parteivorstand gearbeitet und war von 1998 bis 2006 Pressechef des Deutschen Bundestages.

wolfgang.wiemer@gmx.de

Marc Saxer

Das linke Lager im 21. Jahrhundert

Etwa ein Jahrzehnt nach der Finanzkrise wird der Kapitalismus von weiteren existenziellen Krisen erschüttert. Angesichts solcher Herausforderungen wie dem Klimawandel oder dem Neofaschismus scheint das »Ende der Geschichte« (Francis Fukuyama) zu früh ausgerufen worden zu sein. Andererseits suggeriert das »befremdliche Über-

leben des Neoliberalismus« (Colin Crouch), dass der Kapitalismus nicht an seinen inneren Widersprüchen scheitern wird. Gutgemeinte Bio-Kiezgärtchen und Hipster-Manufakturen werden den globalen Megakrisen sicherlich nicht gerecht. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts stehen Progressive vielmehr vor der Aufgabe, aus den Trümmern gescheiterter Utopien ein neues emanzipatorisches Projekt zu schaffen.

Um eine Strategiedebatte führen zu können, muss man also zunächst sichten, was bereits vorhanden ist. Dieser Aufgabe stellt sich Razmig Keucheyan in *The Left Hemisphere: Mapping Critical Theory Today* (2013 im Verso-Verlag erschienen) in einer eleganten Tour d'Horizon. Ohne in den genreblichen Jargon zu verfallen führt der Soziologe von der Pariser Sorbonne mit leichter Hand durch schwieriges theoretisches Gelände. Mit klarem Blick auf die politische Praxis überprüft er, was die jüngste Generation kritischer Denker zu den gegenwärtigen Strategiedebatten im progressiven Lager beizutragen hat.

Zur besseren Einordnung dieser Debatten beschreibt Keucheyan im ersten Teil die Genealogie der Kritischen Theorie. Wer in Deutschland von der »Kritischen Theorie« spricht, denkt meist an die Gründergeneration der Frankfurter Schule. Außerhalb Deutschlands wird der Begriff jedoch als Sammelbezeichnung für alle systemkritischen Ansätze in den Geistes-, Sozial-, Wirtschafts- und Sprachwissenschaften verwendet. Keucheyan datiert ihren Ursprung folgerichtig auf Karl Marx zurück. Zur Einordnung nutzt er eine räumliche sowie eine zeitliche Achse. Der geografische Schwerpunkt der Kritischen Theoretiker vorschob sich aus Zentral- und Osteuropa nach Westeuropa, und globalisierte sich schließlich mit einem neuen Schwerpunkt in den Vereinigten Staaten. Die Verschiebung der Kontexte bleibt nicht ohne Folge auf den Blickwinkel: War das Interesse der Osteuropäer noch klar auf den Klassenkampf des Proletariats gerichtet, weitete sich der Blick der Westeuropäer auf die Bedingungen der Herrschaft in der Gesellschaft insgesamt, exponierten die postkolonialen Theoretiker die eurozentristische Blindheit für die Subalternen des Globalen Südens, und fokussierten die amerikanischen Denker auf die vormals als »sekundäre Fronten« missachteten Kämpfe um Identität und Anerkennung. Die zeitliche Einordnung geht von der These aus, dass sich die unerfüllten Energien gescheiterter Revolutionen in theoretischer Sinnsuche sublimieren. Keucheyan erinnert daran, wie sich die unerfüllten revolutionären Fantasien von 1870, 1918, 1968 und 1989 in einer Welle theoretischer Erneuerungen niederschlugen, die die Gründe der Niederlagen analysierten und den Boden für die Neuausrichtung emanzipatorischer Kämpfe bereiteten. Zugleich beklagt er die zunehmende Entfremdung zwischen der Arbeiterbewegung und ihren Intellektuellen. Während der Marxismus nach 1918 in den Denkverböten der Parteiorthodoxien versteinerte, flüchteten sich viele Intellektuelle in die Produktion abstrakten Wissens ohne direkten Bezug zu den praktischen Fragen emanzipatorischer Kämpfe. Dieser zu Recht beklagten Entfremdung zwischen Praxis und Theorie entgegenzuwirken ist ohne Zweifel die eigentliche Motivation des Buches. Erfreulich an diesem Überblick ist, dass sich Keucheyan nicht auf die »üblichen Verdächtigen« beschränkt. Dennoch bleibt das Gefühl zurück, dass auch die als »jüngere Generation« vorgestellten Theoretiker ein wenig in die Jahre gekommen sind. Was fehlt sind Denker, die sich den Herausforderungen der digitalen Gesellschaft stellen.

Die Vorstellung der Kritischen Theorien unterteilt Keucheyan in solche, die das kapitalistische System analysieren, und solche, die nach dem historischen Subjekt, sprich den Akteuren emanzipatorischer Kämpfe, fragen. Im Bereich der Systemtheorien ist es gelungen, die ökonomistische Engstirnigkeit des Marxismus zu überwinden. Auch wenn einige poststrukturalistischen Theorien über das Ziel hinausschießen und die materielle Basis völlig aus den Augen verlieren, sind Analysen, die vom gegenseitigen Bedingen von Basis und Überbau ausgehen, einem kruden materiellen Determinismus vorzuziehen. Wohltuend auch die Absage an die historische Teleologie, also den Glauben an der Geschichte innewohnende Kräfte, die den Kapitalismus »naturgemäß« an seinen inhärenten Widersprüchen scheitern lassen würden. Schon Antonio Gramsci und Carl Schmitt erinnerten an die Erkenntnis von Marx, dass Wandel immer nur das Ergebnis gesellschaftspolitischer Kämpfe sein kann. Kurzum, die Kritischen Systemtheorien haben die Fehler und Schwachstellen des orthodoxen Marxismus offengelegt und damit die Fähigkeiten zur Analyse der Bedingungen emanzipatorischer Kämpfe deutlich verbessert.

Uneinig sind sich die Theoretiker jedoch in der Frage, ob die Transformation des kapitalistischen Systems unter diesen Bedingungen überhaupt möglich ist. Keucheyan unterscheidet dabei die Pessimisten, die nicht mehr an eine Überwindung des Kapitalismus glauben (z.B. Jean Baudrillard), von den Optimisten, die den Sieg nur für eine Frage der Zeit halten (z.B. Antonio Negri). Bezeichnend ist dabei, dass weder Pessimisten noch Optimisten der Frage nach den Strategien viel Aufmerksamkeit widmen.

Entsprechend ungeordnet verläuft die Debatte um das historische Subjekt. Bis in die Nachkriegszeit hielten westliche Marxisten noch am Proletariat als historischem Subjekt fest, stellten ihm jedoch den marxistischen Intellektuellen zur Seite, um sein Klassenbewusstsein von den Verführungen der Popkultur (Theodor W. Adorno) oder den Verirrungen des Stalinismus (Louis Althusser) zu reinigen. Mit dem Niedergang der Industriearbeiterschaft stellte sich endgültig die Frage, wer das Proletariat als historisches Subjekt beerben könnte. Versuche, die Fackel an das Prekariat weiterzugeben (etwa die ungebildeten Massenerbeiter des italienischen *Operaismo* oder die *Sans Papiers* der französischen Maoisten) erwiesen sich als fruchtlos. Mit der Verschiebung der Kämpfe von der Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit hin zu Befreiungsbewegungen unterdrückter Minderheiten betraten neue Subjekte das Rampenlicht, die sich weniger durch gemeinsame sozio-ökonomische Bedingungen (»Klasse«) sondern durch gemeinsame kulturelle »Identitäten« auszeichneten. Jüngere Konzeptionen haben sich gänzlich von der Idee verabschiedet, das Subjekt müsse sich an einem vorbestimmten Platz in der Gesellschaft formieren, vielmehr kristallisiere es sich spontan um ein »Ereignis« – eine Revolution, eine Befreiungsbewegung – herum. Dieses klassenlose Subjekt scheint einerseits besser geeignet zu sein die »bunten Revolutionen« zu erklären. Die spontane Versammlung von Protestierenden quer durch alle Gesellschaftsschichten scheint in der Tat darauf hinzudeuten, dass sich hier ein neuartiges Subjekt manifestiert.

Andererseits muss man nach dem Scheitern der bunten Revolutionen hinterfragen, ob deren verfehlte Strategien nicht in einer falschen Theorie des Subjektes angelegt waren. Geht die Weigerung der Anti-Globalisierungs- und Occupy-Bewegungen,

sich auf eine gemeinsame Programmatik zu einigen, nicht auf die Konzeption der »Multitude« von Antonio Negri zurück? Und besteht dieser nicht darauf, dass die Vielfalt an Bedingungen und Identitäten ein Wert an sich sei, weshalb man sie keinesfalls auf einen gemeinsamen Nenner reduzieren dürfe? Kritiker sehen in diesem Beharren auf einer organisations- und führerlosen Bewegung die Ursache für ihr Scheitern. Post-Leninisten wie Slavoj Žižek versuchen daher, aus den Trümmern emanzipatorischer Bewegungen vom Kommunismus bis zum Christentum eine neue Plattform für ein neues progressives Projekt zu bauen. Aus der Sicht der Praktiker sind solche Rekonstruktionsversuche dem weitverbreiteten Eskapismus, also dem Ausweichen und Wegducken unter einem als unbezwingbar verstandenen kapitalistischen System, vorzuziehen. Vorsicht ist allerdings gegenüber der Wiederbelebung der materialistischen Teleologie angezeigt. Der Wunderglaube an ein aus dem Nichts hereinbrechendes Subjekt könnte sich als messianisches Warten auf Godot entpuppen.

Im Ergebnis erhärten die jeweiligen Überblicke den Verdacht einer Entfremdung zwischen Theorie und Praxis. Während im Bereich der Systemtheorien die Anreicherung der ursprünglichen marxistischen Modelle mit den Erkenntnissen der Psychoanalyse, der Linguistik, der Soziologie und Anthropologie entscheidend zu einer Verbesserung der Analysefähigkeit beigetragen hat, wirken die Subjekttheorien zunehmend esoterisch und irrlichternd. Beides hat unmittelbare Folgen für den praktischen Nutzen der Theoriegebäude. Keucheyans stärkster Punkt ist daher seine Kritik an der mangelnden Fähigkeit, ja gar dem fehlenden Willen zur Strategie. Wenn die kritischen Theoretiker sich überhaupt noch über die Möglichkeiten politischer Kämpfe äußern, dann haben ihre strategischen Konzeptionen in der Praxis versagt. Zu Recht fordert Keucheyan die Theoretiker auf, aus ihren Elfenbeintürmen herauszukommen und sich wieder in die Tradition der marxistischen Bewegungsinтеллектуellen zu stellen. Umgekehrt ist es für jede progressive Bewegung unerlässlich, sich den theoretischen Debatten über Subjekt und Strategie neu zu stellen.

Aus Sicht der sozialen Demokratie ist die Landkarte Keucheyans ein wichtiger Schritt bei der Wiederaneignung des vergessenen eigenen Erbes. Hier geht es keineswegs nur um die Historisierung der künstlichen Brandmauer zwischen sozialer Demokratie und revolutionärem Sozialismus, die im Kalten Krieg eingezogen wurde. Mit Blick auf die Zukunft ist es vielmehr unerlässlich, die theoretischen Scheuklappen abzulegen. Eine progressive Bewegung für das 21. Jahrhundert kann es sich weder erlauben, das marxistische Erbe zu verleugnen, noch kann sie sich im Gerangel um primäre und sekundäre Fronten verzetteln. In der existenziellen Krise ist es nun höchste Zeit für die verschiedenen Stämme, sich zu vereinen. Bezeichnenderweise ist es wieder die Frankfurter Schule, nun in der dritten Generation, die den Weg vorgibt: Nancy Fraser und Axel Honneth werben dafür, die Kämpfe um Verteilungs- und Anerkennungsgerechtigkeit in einem organischen progressiven Projekt zusammenzuführen.



Marc Saxer

ist Koordinator des »Economy of Tomorrow«-Projektes der Friedrich-Ebert-Stiftung in Asien. Derzeit leitet er das Büro der FES in Neu Delhi, Indien.

marc.saxer@fesindia.org